

Interview über das Leben in der Fremde (Gemeindebrief Ev. Kirchengemeinde Ruit)

Ein Interview aus dem [Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde Ruit](#):
Majid [Name geändert], 39, wohnt zur Zeit in der Flüchtlingsunterkunft in Ostfildern. Ein Gespräch über seine Herkunft, seine Lage und seine Hoffnungen.

Majid, erzählen Sie von Ihrer Situation vor dem Krieg in Syrien... Ich bin Palästinenser, bin schon in Syrien geboren, wie meine Mutter; mein Vater ist in Nazareth geboren und kam mit zwei Jahren nach Syrien. Man liebt immer den Ort, an dem man geboren ist, schaut hinaus, atmet die Luft... Insofern ist das syrische Dorf meine Heimat. Ich bin mit syrischen Kindern aufgewachsen, mit ihnen gemeinsam zur Schule gegangen. Als Kind schon hatte ich das Gefühl, auf mich wird runtergeschaut, weil ich Palästinenser bin. Ich habe mich nie gleichwertig gefühlt, das haben die anderen immer wieder zum Thema gemacht. Ich liebe den Ort, das Dorf mehr als Palästina, wo ich nie gelebt habe. Es hat sich aber so angefühlt, dass ich nie integriert war.

Was konnten Sie beruflich lernen, womit verdienen Sie Ihr Geld? Ich war zwei Jahre an der Uni zum Jurastudium, musste dann aber aufhören, weil meinen Eltern das Geld fehlte. Man muss auch wissen, dass für palästinensische Flüchtlinge öffentliche Ämter, also Aufgaben im öffentlichen Dienst, nicht in Betracht kommen. Aber sonst kann man sagen: man kann studieren, oder handwerkliche Berufe lernen. Ich habe dann schließlich in der Landwirtschaft gearbeitet.

Wenn der Bürgerkrieg nicht wäre, würden Sie noch in Syrien leben?

Das Problem in Syrien war schon vorher die Unterdrückung und die Geheimpolizei, die Spitzel. Die war allgegenwärtig, alle haben sich vor ihr gefürchtet. Wenn man was Falsches sagte, war man gleich im Gefängnis, betraf es einen Palästinenser, dann gleich doppelt so lang. Deswegen waren die Leute auch eher daheim und haben versucht, nicht zuviel Kontakt zu anderen Leuten zu haben, schon einfach aus Angst, etwas „Falsches“ zu sagen, was weitergetragen werden konnte. Schon früher hatte ich mal dran gedacht, nach Europa auszuwandern, weil es dort Freiheit und Demokratie gibt, sogar Tiere Rechte haben. Als dann der Bürgerkrieg begann, haben die Syrer gesagt, ihr müsst raus und wollten uns unsere Häuser, Autos und allen Besitz wegnehmen. Unser neues, fast fertig gebautes Haus geriet in die Schusslinie zwischen einem Regierungsgebäude und den Rebellen und wurde zerstört. Das war der letzte Ausschlag, zu gehen, zumal wir in Frieden leben und nirgendwo mitkämpfen wollten.

Sie sind in zwei Monaten nach Deutschland gekommen. Wieviel Chancen gaben Sie sich, überhaupt anzukommen?

40 - 50 Prozent hatte ich mir ausgerechnet. Manchmal hatte ich fünf, sechs Tage nichts zu essen, auch keine Waschmöglichkeit. Die Leute, die mich rausschleusten, führten mich da und dort hin, wo man übernachten konnte. Viele Strecken, auch zwischen Griechenland und Mazedonien, bin ich gelaufen. Es war schlammig, meine Kleider waren vom Regen komplett durchnässt, ich bin hingefallen und konnte kaum mehr laufen. Ich habe dann einen Besen als Gehhilfe genommen. Das war der Tiefpunkt...

Als Sie in Deutschland ankamen, meldeten Sie sich bei der Polizei?

Nein, Freunde, die sich schon etwas auskannten, sagten mir, dass ich direkt nach Karlsruhe in das Aufnahmelager gehen sollte. Die Polizei wollte ich nicht kontaktieren. Wo ich unterwegs, in Serbien etwa, mit ihnen Kontakt hatte, war es so, dass sie sagten: Gib uns Geld, oder wir deportieren dich. Ich wusste nie, sind sie korrupt, wusste nie, was auf mich zukommt. In Deutschland habe ich bisher nur gute Erfahrungen gemacht.

Welche Hoffnungen haben Sie?

Weil die Palästinenser eh ihre Heimat verlassen mussten, und es Syrien in dieser Form nicht mehr gibt, hoffe ich, dass Deutschland die neue Heimat wird, und dass es das letzte Mal ist, woanders hingehen zu müssen. Ich möchte da bleiben können, wo Frieden ist. Mein größter Traum ist, meine Familie, die Kinder nachholen zu können. Es ist mein einziger Traum. Ich möchte, dass sie zur Schule gehen und lernen können. Und dass ich hier arbeiten kann und nicht auf Unterstützung angewiesen bleibe.

Wie alt sind Ihre Kinder?

Elf, zehn, sechs und zwei Jahre. An meiner Jüngsten hänge ich am meisten (verliert für einen Moment seine Fassung).

Wie erleben Sie die Situation im Wohnheim? Weil es zeitlich vorübergehend ist, ist es okay. Auf Dauer würde ich aber psychische Probleme kriegen. Durch das Herumsitzen denke ich viel nach, viel besser wäre es, zu arbeiten. Das ist eben das Schwierigste: zu 90 Prozent denken wir an die erhoffte Anerkennung und den Flüchtlingsstatus. Auf Dauer ist es schwierig, die Ungewissheit auszuhalten. Und die Untätigkeit.

In welchem Umkreis bewegen Sie sich? Hier im Ort kenne ich mich gut aus, beim Krankenhaus kann ich ein bisschen Sport machen, im Wald gibt es ein paar Möglichkeiten. Ich habe ein paar Jobs übernommen, begleite zum Arzt, übersetze, helfe anderen. Wir hatten hier schon einen 13jährigen amerikanischen Jungen, der war zu Hause ausgerissen. Wir nahmen übers Telefon Kontakt mit seinem Vater auf und kümmerten uns, dass er nach Hause kam. Tage später kam der Vater vorbei und bedankte sich herzlich. Er wollte uns auch Geld geben, aber das konnten wir nicht annehmen. Er lud uns dann zu sich nach Hause ein.

Das Gespräch führte Th. Hüsson-Berenz, mit Unterstützung von Doris Kirschner als Übersetzerin (arabisch-deutsch).

(Zitat: [Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde Ruit](#); 01.06.2014)